

*Hans-Peter Schwarz*, Axel Springer. Die Biografie. Berlin (Propyläen Verl.) 2008. 734 S., zahlr. Abb., 26 EUR.

1995, als der Journalist und ehemalige Chefredakteur des Stern, *Michael Jürgs*, ein Jahrzehnt nach Springers Tod mit „Der Fall Axel Springer“ eine erste Biographie über den erfolgreichsten deutschen Zeitungsverleger vorlegte („Der Verleger. Der Fall Axel Springer“, München u.a.; als Taschenbuch erhältlich, München 2001), stützte er sich vor allem auf zahlreiche Interviews, die er mit mehr oder weniger wohlmeinenden Weggefährten und -gefährtinnen des Verlegers geführt hatte. Auf schriftliche Quellen konnte er lediglich in Form von Erinnerungsliteratur einzelner Politiker und Journalisten zurückgreifen. Dementsprechend vorsichtig lautete der Untertitel des Buches: „Eine deutsche Biographie.“

Dreizehn Jahre später unternahm mit *Hans-Peter Schwarz* erstmals ein renommierter Historiker den Versuch zur Ausleuchtung einer der schillerndsten Figuren der deutschen Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts, diesmal auf der Grundlage fast unbeschränkten Zugangs zum Unternehmensarchiv der Axel Springer AG und zum Privatarchiv der Familie Springer. Wohl nicht zuletzt im Hochgefühl des exklusiven Zugriffs auf Firmen- und Privatakten gab Schwarz seinem Buch den weniger bescheidenen Untertitel „Die Biografie“. Tatsächlich hat Schwarz wenig Grund zur Bescheidenheit. Als Experte für die Geschichte der Bundesrepublik bis 1989 verfügt der emeritierte Bonner Professor für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte neben einem profunden Wissen auch über die in seiner Zunft keineswegs selbstverständliche Begabung, sein Material facettenreich, farbig, mitunter sogar spannend zu präsentieren. Und mit Axel Springer (1912–1985) hat er ein äußerst dankbares Sujet gefunden, das ihm ideale Möglichkeiten bietet, seine analytischen und sprachlichen Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Springer war ein Mann mit zahlreichen einander widerstrebenden Eigenschaften, eine, wie Schwarz schreibt, „reiche, aber auch gefährdete und ruhelose Persönlichkeit“.

Natürlich interessiert den Zeithistoriker in erster Linie Springers politisch-zeitgeschichtliche Bedeutung, aber dessen komplizierte Psyche passt so leicht in keine Schablone, mutet auf den zweiten Blick weitaus vielschichtiger an, als es die Zuschreibungen seiner Bewunderer und Gegner vermuten lassen. Neben einem von Freund und Feind gerühmten und fast schlafwandlerischen Gespür fürs Marketing finden als hervorstechend positive Eigenschaften des Zeitungsmachers immer wieder Charme, Beredsamkeit, Einfühlungsvermögen, Großzügigkeit, Selbstbewusstsein und eine (meist) sichere Hand bei der Auswahl wichtiger Mitarbeiter Erwähnung, während negativ vor allem Launenhaftigkeit, Grobheiten jeder Art, Eitelkeit, Missgunst, Lebensekel, Entscheidungsschwäche, Ängstlichkeit und Wehleidigkeit zu Buche schlagen. Zudem wandelte sich der muntere Dandy und Lebemann in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens zum frommen Gottsucher, der seinen Glauben nicht allein auf die Bibel, sondern ebenso auf die Macht der Sterne oder der Erdstrahlen gründete. Ein „seltsamer Heiliger“, dessen schizophrene Schübe ihn Mitte der Fünfzigerjahre, wie es der Biograph ausdrückt, „nur knapp an der psychiatrischen Klinik vorbeischrannen lassen“.

Springers kometenhafter Aufstieg nach 1945, der ihn innerhalb eines Jahrzehnts zum Gebieter über Europas größtes Medienimperium werden ließ, bescherte ihm neben beruflichem Erfolg und privatem Reichtum auch erheblichen Einfluss auf die

öffentliche Meinung – eine politische Macht, die der „Mammutverleger“ ebenso selbstbewusst wie skrupellos einsetzte, wenn es galt, ihm genehme oder nützliche Politiker zu unterstützen oder missliebige zu demontieren. Springer wollte nicht nur möglichst viel Geld verdienen, möglichst viele Frauen erobern oder möglichst wertvolle Kunstschatze in seinen über halb Europa und darüber hinaus (u.a. Hamburg, Berlin, Kampen, Klosters, Schierensee, Patmos, Jerusalem) verteilten Wohnsitzen horten, er wollte auch politische Visionen (wie die deutsche Wiedervereinigung) umsetzen. Eine ebenso exponierte wie exzentrische Figur der bundesrepublikanischen Zeitgeschichte, die wie kaum eine andere die politische Öffentlichkeit polarisierte. In der Frühphase der Bundesrepublik konnte der stürmisch expandierende Springer-Konzern als Synonym für das westdeutsche „Wirtschaftswunder“ gelten. Mit der Programmzeitschrift Hör Zu (1946), dem Hamburger Abendblatt (1948), BILD (1952), Die Welt (1953) und dem Berliner Ullstein-Verlag (ab 1956) hatte Springer im Alter von wenig mehr als vierzig Jahren eine bis dahin beispiellose Pressemacht angehäuft, die ihn, salopp formuliert, abheben ließ, bzw. auf dumme Gedanken brachte.

Ständig überarbeitet und auf etlichen Hochzeiten gleichzeitig tanzend, steckte der erfolgsverwöhnte Großverleger in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre in einer Sinnkrise, litt unter psychischen Störungen und zeigte Anzeichen beginnender Schizophrenie. Infolge skurriler religiöser Bekehrungs- bzw. Erweckungserlebnisse fühlte er sich im Januar 1958 spontan berufen, als Diplomat in eigener Sache nach Moskau zu reisen und dem damaligen Führer der Sowjetunion, Nikita Chruschtschow, einen „Wiedervereinigungsplan in fünf Phasen“ zu unterbreiten, den dieser zwar nach längerem Zögern entgegennahm, ohne jedoch auf Springers sich selbst erteilte politische „Mission“ einzugehen. Die tiefe Enttäuschung über seine fehlgeschlagene Intervention, die selbst enge Freunde und Vertraute mit Kopfschütteln quittiert und für eine Schnapsidee gehalten hatten, in Verbindung mit der zweiten Berlinkrise gegen Ende desselben Jahres machten aus dem politisch bis dahin eher indifferenten Verleger, der sich von Fall zu Fall auf Schlingerkurs zwischen CDU, FDP und SPD bewegte, endgültig den notorisch kalten Krieger, der seine Blätter anwies, von nun an kompromisslos die Flagge des Antikommunismus zu hissen. Um seine Position an exponierter Stelle sichtbar zu machen, beschloss Springer 1959 den Umzug der Verlagszentrale zum traditionellen Kreuzberger Zeitungsviertel in die Berliner Kochstraße, um direkt an der Sektorengrenze mit dem 1966 fertiggestellten neuen Verlagsgebäude einen „Leuchtturm der freien Welt“ mit größtmöglicher Strahlkraft nach Osten zu errichten.

Hans-Peter Schwarz gelingt es über fünfundfünfzig Lebensjahre des Verlegers hinweg (von 1912 bis 1967), Höhen und Tiefen von Springers geschäftlicher, privater und politischer Entwicklung in einem austarierten Spannungsverhältnis zwischen Empathie und kritischer Analyse nachzuzeichnen, ohne die gebotene Distanz gegenüber seinem Untersuchungsgegenstand zu verlieren oder gar in Affirmation zu verfallen. Das ändert sich, als 1967/68 mit der studentischen Protestbewegung ein neuer Akteur die politische Bühne betritt, der dem Ästhet Springer – nach Auskunft seines Biographen – derart „ekelerregend“ erscheint, dass er ihm „sein“ Berlin verleidet. Dass Schwarz nach mehr als 400 Buchseiten unversehens die Tonlage wechselt und dabei unangenehm schrille Töne anschlägt, ist wohl dem Umstand geschuldet, dass Schwarz auch noch im Jahre 2008 ähnliche Ressentiments mit sich herumträgt, wie sie

Axel Springer vierzig Jahre zuvor angesichts der Kampagne „Enteignet Springer!“ befallen haben mögen. Jedenfalls büßt der Biograph im Kapitel „Im ‚Roten Jahrzehnt‘ (1967–1977)“ (S. 425–583) seine bisherige Souveränität im Umgang mit seinem Material ein. Streckenweise verschwimmen ihm die Perspektiven, und es ist für den Leser nicht immer auszumachen, ob hier ein konservativer Historiker nachträglich alte Schlachten in eigener Sache zu gewinnen hofft oder lediglich den Abstand zu seinem Sujet verliert. Jedenfalls tut sich Schwarz mit der Studentenbewegung auch nach vierzig Jahren unnötig schwer und lässt keine Gelegenheit aus, sie – mal süffisant, mal höhnisch – zu diffamieren. Einerseits mokiert er sich über die angebliche politische Irrelevanz einiger tausend Studenten und beschreibt die Anti-Springer-Kampagne als „ein besonders farbiges Prunkstück in der Folklore der 68er-Bewegung“, andererseits spielt er die Hetzartikel, mit denen die Springer-Presse die politische Atmosphäre 1967/68 insbesondere in Berlin vergiftete, herunter und schildert den „Mammutverleger“ als politischen Naivling, der „nicht so recht glauben“ mag, dass zahlreiche Studenten über die von ihnen als „Hetze“ empfundene Berichterstattung seiner Blätter ehrlich entrüstet sind. Stattdessen schärft Schwarz beim Leser den Blick für das vermeintlich Wesentliche: die Machenschaften der neidischen Konkurrenz, der so genannten „Hamburger Kumpaneï“ (Rudolf Augstein, Gerd Bucerius, John Jahr), die er – ähnlich wie vor ihm der für Verschwörungstheorien stets empfängliche Springer – ebenso als Drahtzieher hinter der Kampagne vermutet wie Walter Ulbricht in Ost-Berlin. Einerlei ob Schwarz dem Historiker und Journalisten Gerd Koenen gönnerhaft bescheinigt, er sei, nach seinen Aktivitäten „bei der Sekte der Maoisten“, „viel später erst zur Vernunft“ gekommen, den Springer-Kritiker Günter Grass „als eine Art Saint-Just“ bezeichnet (immerhin war jener Saint-Just einer der am tiefsten in den Blutlachen der Guillotine watenden Jakobiner der Französischen Revolution!) oder der APO unterstellt, sie habe „mit großem Geschick den unglücklichen Benno Ohnesorg bundesweit zum Horst Wessel der Studentenbewegung“ stilisiert, stets trifft er den falschen Ton und denunziert die APO durch die Gleichsetzung mit der SA auf dieselbe infame Art, wie es die Karikaturen in den Berliner Springer-Blättern 1968 vorgemacht hatten: Axel Springer als unschuldig verfolgter Jude, die fanatisierten Studenten als Neuauflage der SA.

Erst auf den letzten Seiten, die das Lebensende des alters- und krankheitsbedingt deutlich stiller werdenden Springer beschreiben, kehrt auch beim Biographen wieder Ruhe ein, sodass er die Firmenentwicklung, die innerfamiliären Tragödien und die milde Altersliebe der fünften Springer-Ehe flüssig darzustellen vermag. – Für die Beschäftigung mit Axel Springer, der bundesrepublikanischen Presse- und Medienlandschaft und der deutschen Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts stellt die von Hans-Peter Schwarz gut lesbar präsentierte Material- und Detailfülle zweifellos einen Meilenstein dar. Allerdings muss man kein Prophet sein, um zu ahnen, dass auch diese Biographie nicht das letzte Wort in Sachen Springer sein wird. „Die Biografie“ von Schwarz wird (hoffentlich) nur eine unter mehreren bleiben. Joachim Szodrzynski

*Hans-Ulrich Wagner* (Hg.): Die Geschichte des Nordwestdeutschen Rundfunks, Bd. 2. Hamburg (Hoffmann & Campe) 2008. 398 S., zahlr. Abb., 40 EUR.

Drei Jahre, nachdem *Peter von Räden* und *Hans-Ulrich Wagner* den ersten Band der „Geschichte des Nordwestdeutschen Rundfunks“ vorgelegt haben, ist nun der